

Eine Konferenz, die mehr sein wollte, als sie konnte

Ein kritischer Rückblick auf Boston

VON TRUTZ RENDTORFF

Über die Bostoner Konferenz des Ökumenischen Rates der Kirchen mit dem Generalthema „Glaube, Wissenschaft und die Zukunft“ ist bereits wiederholt und unter verschiedenen Gesichtspunkten berichtet worden. Im Folgenden soll ein betont kritischer Rückblick auf diese Konferenz unternommen werden. Er will die Sachberichte nicht korrigieren oder vermehren, sondern auf eine Reihe von Fragen aufmerksam machen, die durch diese Konferenz aufgeworfen worden sind. Ob diese Kritik hilfreich ist, mögen andere beurteilen. Daß sie notwendig ist, entspricht jedenfalls dem Eindruck, den der Verfasser während der Konferenz gewonnen hat.

1. Die Konferenz — eine gute und verdienstvolle Absicht

Die Konferenzplanung war ohne Frage ein mutiges Unternehmen. Paul Abrecht hatte 1966 die Weltkonferenz über „Kirche und Gesellschaft“ organisiert, von der nachhaltige Impulse auf die ökumenische Diskussion der Sozialethik, vor allem unter der Parole einer „Theologie der Revolution“ ausgingen. Er hatte auch jetzt den Zeitpunkt richtig erspürt: In vielen Lebensbereichen sprechen die Anzeichen dafür, daß sich hinter den sozial-ethischen und politischen Fragen, die die Ökumene in der vergangenen Zeit zutiefst bewegt haben, eine neue Dimension von Fragen aufgetan hat. Sie haben es mit der Rolle der Wissenschaft und ihren technologischen Folgen für die Zukunft der Welt zu tun. Insofern könnte mit dieser Konferenz auch ein neues ökumenisches Datum gesetzt sein, um über eine z. T. schon in Fronten erstarrte soziopolitische Auseinandersetzung hinwegzukommen und den Fragen, die die Zukunft betreffen, wirklich auf den Grund zu gehen.

Das Unternehmen, eine solche Konferenz zu organisieren, die den relevanten Fragen und Problemen einer wissenschaftlichen Menschheitskultur an die Wurzel geht, ist insofern schon dann verdienstvoll, wenn es ihr gelingt, die verschiedenen und meist separat diskutierten Problembereiche zu

koordinieren und aufeinander zuzuführen. Das war, ausweislich der Themen der neun Sektionen, auch die Absicht. Allerdings mußte von Anfang an klar sein, daß eine solche Konferenz sich ins Gemenge mit höchst komplexen und alles andere als eindeutigen wissenschaftlichen Fragen begibt. Sie muß nach Kriterien organisiert und beurteilt werden, die dort eine Rolle spielen, wo es ernsthaft um Wissenschaft geht. In dieser alles entscheidenden Beziehung aber hat die Konferenz gezeigt, daß sich der Ökumenische Rat der Kirchen in mancher Hinsicht überschätzt hat.

2. Einfluß auf die Wissenschaft?

Auf den Gang der Wissenschaft hat die Bostoner Konferenz mit Sicherheit keinen unmittelbaren Einfluß. Man müßte zunächst einmal darüber nachdenken, was es überhaupt heißen kann, auf die Wissenschaften Einfluß zu nehmen, gerade auch dann, wenn sie beunruhigende Folgen produzieren. Ob eine Konferenz dieser Art dafür Zeit und Raum lassen würde, war die skeptische Frage, die bereits vorher auftrat. Die Tendenz, den zweiten Schritt vor dem ersten zu tun, stellt sich ja leicht ein, wo Grundsatzfragen wegen unmittelbarer Aktualität die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Immerhin zeugt es von einiger ökumenischer Naivität, daß auf dieser Konferenz letzten Endes auf der ganzen Linie die Stimmen derer siegten, die nach unmittelbarer Einflußnahme riefen und Forderungen erhoben, in denen dieses Begehren mit großem Nachdruck vertreten wurde. Die Kluft zwischen Wirklichkeit und Wunschvorstellung trat auf dieser Konferenz vielleicht deshalb so eindrucksvoll hervor, weil sie von dem üblichen Schema ökumenischer Versammlungen jedenfalls tendenziell abwich: Von der Zusammensetzung her sollten „die Wissenschaftler“ die überwiegende Mehrheit der Teilnehmer stellen. Mir ist keine Analyse der Teilnehmerschaft bekannt, die diesen Anspruch nüchtern und vorurteilsfrei überprüft hätte. Die Erfahrungen mit der Auswahl und Benennung der deutschen Teilnehmer aus dem Bereich der EKD sowie der DDR legen jedenfalls den Eindruck nahe, daß in dieser Hinsicht dem Zufall viele Wege offenstanden. Neben dem Merkmal einer ausgeprägten oder zumindest nennenswerten kirchlichen Affiliation ist eine irgendwie umschreibbare Repräsentativität der Wissenschaften auf dieser Konferenz nicht erreicht worden; sie ist wohl auch bei bestem Willen so ohne weiteres nicht erreichbar. Das bedeutet natürlich nicht, daß nicht eine ganze Reihe höchst eindrucksvoller Persönlichkeiten präsent war. Aber wenn man die Konferenz mit dem Netz der wissenschaftlichen Kommunikation vergleicht, das in allen relevanten Pro-

blembereichen bereits besteht, dann war diese Konferenz, jedenfalls in wissenschaftsorganisatorischer Hinsicht, der pure Dilettantismus.

Entsprechend organisiert war die Thematik der Konferenz. Eine Summe der vorgegebenen Themen und Fragestellungen zeigte sehr rasch, daß die Vorbereitung zwar viele wichtige Stichworte aufgriff, diese aber weitgehend nach Gesichtspunkten praktischer Attraktivität aufbereitete und weniger nach den Gesichtspunkten, die von wissenschaftlichen Prioritäten bestimmt gewesen wären. Insofern folgte die Vorbereitung auch einer guten ökumenischen Tradition: Es waren im wesentlichen Themen, die der Zeitgeistverstärkung dienten. Die Verfremdung der aktuellen Debatte in wissenschaftlich verantwortliche Themen oder Problemstellungen wurde so konsequent vermieden. Wo sich Fachleute deswegen nicht als engagierte Zeitgenossen, sondern in ihrer spezifischen Kompetenz äußerten, wirkte das auf der Konferenz regelmäßig als Fremdkörper. Auch in dieser Hinsicht kann man sagen: Von einer solchen Versammlung darf man auch nichts anderes erwarten; es wäre eine falsche Zumutung, zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung vordringen zu wollen. Das ist sofort zuzugeben. Was man allerdings gleichwohl erwarten mußte, war ein Problembewußtsein, das sich diesem Dilemma gestellt hätte. Das hier bezeichnete Problem stellte sich sehr rasch während der Konferenz. Ihm gerecht zu werden, war aber auch das Präsidium wegen seiner ad hoc-Zusammensetzung nicht in der Lage.

Entgegen gewissen Erwartungen, die man vor der Konferenz noch hegen konnte, setzte denn auch in den Sektionen der Konferenz, die die inhaltliche Bewegung der verhandelten Probleme über die vorbereiteten Themen und Vorträge hinaus in Gang setzen sollten, sehr schnell der ökumenische Mechanismus ein: Herstellung von Berichten und Empfehlungen. Dieser Mechanismus erstickte in kurzer Zeit die Ansätze zu ernsthafter und detaillierter Erörterung von Sachfragen und ließ statt dessen dem Konferenzopportunismus die Oberhand. Damit aber war der Überheblichkeit und den Machtproben sehr verschiedener Positionen Tor und Tür geöffnet. Die Sachargumente wurden zurückgedrängt hinter solchen Fragen, ob die Stimme dieser oder jener Gruppe und der Vertreter dieser oder jener ökumenisch relevanten Richtung genügend zu Gehör kommen würden, alles wichtige Aspekte, nur eben von anderer Art als die ehrgeizige Gesamthematik, die der Konferenz zgedacht war.

Nun mag man ein Kalkül darüber anstellen, ob auf dem Wege solcher Zeitgeistverstärkung nicht auch etwas bewegt werde, nämlich dadurch, daß bestimmte Stimmungslagen und übergreifende Perspektiven ausgedrückt

und befördert werden, die auf die Rezeption von Wissenschaft zurückwirken und auf diesem Wege dann auch auf die Gestaltung von Folgen, von angewandter Wissenschaft Einfluß nehmen. Das mag sein oder mag nicht sein. In jedem Falle bleibt ein solches Kalkül den Grundfragen, die der Konferenz gestellt waren, äußerlich. Auf diesem Wege kann es jedenfalls nicht gelingen, die gesuchte Auseinandersetzung mit Vertretern relevanter und zukunftsbestimmender Wissenschaften zu befördern. So gab es auf der Konferenz viele Anzeichen dafür, daß sich so etwas wie eine „innere Emigration“ der Fachleute und Wissenschaftsexperten vollzog unter dem Eindruck einer generellen Konferenzatmosphäre, die zum Pauschalieren drängte. Professor Hanbury R. Brown z. B., der den wohl eindrucksvollsten Vortrag im Namen und in kritischer Auswertung der Grundlagenforschung hielt, zeigte zunehmende Erbitterung, die sich in Sarkasmus umsetzte, als sich in der Sektion I, die sich mit den Grundfragen des Verhältnisses von Wissenschaft und Glauben befassen sollte, jene Haltung durchzusetzen begann, die dann in einer „Erklärung der Vertreter der Dritten Welt“ öffentlich dokumentiert wurde. Diese Erklärung begann mit dem Satz: „We denounce science and technology.“ Zwar wurde dieser Satz später modifiziert und auf die historischen *Folgen* von Wissenschaft und Technologie abgelenkt. Aber die Verschiebung der Aufgabenstellung, die sich in dieser Art von Erklärungen niederschlug, war doch signifikant genug, da sie von der Konferenzleitung nicht etwa korrigiert, sondern ausdrücklich gebilligt wurde. Das Unterscheidungsmerkmal, das diese Wissenschaftskonferenz von anderen ökumenischen Versammlungen abheben sollte, geriet mit dieser Gleichschaltung in arge Bedrängnis.

3. *Mangel an Selbstkritik*

Die Erbitterung von Brown und vielen anderen galt vor allem dem Sachverhalt, daß dieser Art von Wissenschaftskritik keinerlei Anstrengung zu einer entsprechenden Kritik von Glaube und Theologie an die Seite trat. Die eingeladenen Vertreter aus dem Bereich der Wissenschaft hielten sich an diesem Punkt verständlicherweise zurück, weil sie sich nicht auf ihrem eigenen Terrain bewegten und insofern auch nicht berechtigt sahen, den Spieß umzukehren. Damit aber wurde eine Diskussionslage erzeugt, die dem tatsächlichen Konflikt von „Science and Faith“ und seiner historischen Konstitution in der Neuzeit in keiner Weise zu entsprechen vermochte. Die Leichtgläubigkeit, mit der die moralische Überlegenheit religiöser Orientierungen und der mit ihnen ausgestatteten Forderungen als effektive

Wissenschaftskritik akzeptiert wurden, war auf einer Konferenz dieser Art in der Tat überraschend und zugleich realitätsfern. Sie zeigte nur, wie inhaltlich und organisatorisch unvorbereitet sich die Ökumene auf dieses Unternehmen letztlich eingelassen hatte. Hier hätte nach meiner Überzeugung von den Kirchen, die als Partner des Ökumenischen Rates der Kirchen *zugleich* über eine gewisse Erfahrung im Umgang mit den modernen Wissenschaften verfügen sollten, rechtzeitig in der Vorbereitung mehr kritisches Problembewußtsein investiert werden müssen. Das gilt nicht zuletzt für die Evangelische Kirche in Deutschland. Aber offenbar ist die Situation der Isolierung der Ökumene von dem, was an seriöser wissenschaftlicher und theologischer Arbeit nötig und unvermeidlich ist, dafür zu groß. Man kann das auch umgekehrt sagen: Die Isolierung der Wissenschaft und der akademischen Theologie (und auch der EKD?) von der Ökumene ist so erschreckend groß, daß sie auf deren Gang keinen erkennbaren Einfluß haben. Die betreffenden und betroffenen Kirchen werden sich jedenfalls fragen lassen müssen, ob sie sich dieser Situation bewußt sind und ob sie die Ökumene selbst noch sehr ernst nehmen.

4. Forderungen statt ernsthafter Auseinandersetzung

Die Konferenz wurde beschlossen mit Thesen zu einer neuen christlichen Sozialethik. Sie basierten auf einer eigens für diesen Zweck in der Konferenz gebildeten Arbeitsgruppe, die offenbar unter dem Eindruck stand, mit dem „Zuviel“ von Wissenschaft und ihren Folgen durch ein „Noch-Mehr“ von Sozialethik gleichziehen zu müssen. In diesen Thesen ist u. a. die bemerkenswerte Forderung zu lesen, daß die Ökumene „Regierungen, Unternehmen, Universitäten und Wissenschaftler aufruft, dafür zu sorgen, daß Informationen über Wissenschaften und Technik allen Bürgern gesetzlich zugänglich gemacht und auch tatsächlich zur Verfügung gestellt werden. Dadurch soll allen Menschen die Möglichkeit zur uneingeschränkten Mitbestimmung bei den Entscheidungen gegeben werden, die ihr Leben beeinflussen“.

An dieser Schlußapothose der moralischen Forderungsmentalität sind vor allem folgende Züge bemerkenswert:

1. In den Vordergrund der ethischen Forderungen trat die Partizipationsforderung oder die „partizipationsrelevanten Aspekte“ einer neuen Gesellschaft. Dazu muß man wissen, daß es um diese Konferenz eine heftige interne Auseinandersetzung in Genf gegeben hatte, die sich vor allem daran entzündete, ob die Konferenz der Gefahr erliegen könne, der Partizi-

pationsforderung der Genfer Zentrale durch eine intensivere Zuwendung zur Wissenschaftsproblematik Grenzen einzuziehen und sie so zu hemmen. Philip Potter gab dieser Besorgnis ziemlich unverhüllt in seinem Eröffnungsvortrag Ausdruck, der in dieser Hinsicht bereits wie eine Korrektur der spezifischen Thematik dieser Konferenz verstanden werden konnte. Im großen und ganzen hat er sich auch damit durchgesetzt. Damit verlagerte sich nämlich die Fragestellung auf die ethischen *Konsequenzen* des *gesellschaftlichen Einflusses* der Wissenschaften und der Technik. Die Frage danach, worin dieser Einfluß denn wohl begründet sei und welche Macht und welchen Einfluß denn wohl Wissenschaft an sich selbst bereits habe, welche spezifischen Konstitutionsbedingungen neuzeitlicher Wissenschaft diese Macht unabweislich begründen, und zwar vor aller politisch-gesellschaftlicher Verwertbarkeit und diese allererst ermöglichend, Fragen dieser Art wurden denn auch überall und so schnell es irgend ging auf gesellschaftliche und politische Fragen überwältigt und damit unsichtbar gemacht. Statt Aufklärung verbreitete sich ein allgemeiner soziopolitischer Nebel. Forderungen, die sich in kurzfristigen und unmittelbaren Einflußnahmen formulieren lassen, drängten die Fragen nach dem langfristigen Bedingungsverhältnis von wissenschaftlicher Weltkultur und theologisch-religiöser Weltauffassung zurück. So blieben z.B. auch die Anstöße von der Prozeßtheologie in ihrer, zugegeben sehr heterogenen, Aufnahme durch Ch. Birch und Gregorius gänzlich auf der Strecke, obwohl sich hier der Horizont für eine neue und weiterführende Diskussionsebene abzeichnete.

2. Eine tiefere theologische *Selbstkritik* hatte auf dieser kirchlichen Konferenz keine Chance. Dazu reichte der Atem nicht aus. Das bedeutet nicht, daß nicht viele einzelne Konferenzteilnehmer sehr beachtliche Beiträge in dieser Richtung beisteuerten und von der Notwendigkeit einer echten kritischen Auseinandersetzung beeindruckt waren. Aber das blieb für die Zeit der Konferenz doch als unzeitgemäß an deren Rande. Die *Unmittelbarkeit* religiöser Sprache und moralischer Aktionssuche war, konferenzbedingt, stärker als die Fähigkeit, sich auf die Vermittlungsproblematik zwischen religiöser und ethischer Orientierung einerseits und wissenschaftlicher Forschung andererseits einzulassen. Man muß das damit angesprochene Problem aber nach meiner Überzeugung sehr genau im Auge behalten, weil die wissenschaftliche Glaubwürdigkeit und das Wahrheitsbewußtsein der Christenheit ja nicht nach den selbstgewählten Maßstäben engagierter Christen gemessen wird, sondern tief in Sachprobleme hineingezogen ist, die ihre eigene Krieteriologie haben. In diesem Zusammenhang

reicht es nicht aus, wenn sich die Ökumene als religiös-moralische Widerstandsbewegung im Verhältnis zur neuzeitlichen Wissenschaft verstehen würde.

3. Die Zukunftsperspektiven, die auf dieser Konferenz entwickelt wurden, bedienen sich schließlich fast nur ethischer, genauer: unmittelbar moralischer Vorstellungen und enthalten keinerlei beachtenswerte Hinweise auf die inneren Probleme der Wissenschaften und ihre Entwicklung. Darum kann man leicht voraussagen, was aus vielen der mit großem Nachdruck erhobenen Forderungen werden wird. Viele dieser Forderungen, z. B. im Bereich der Genforschung oder der Energieproblematik, sind völlig abhängig von dem Status quo der Forschungslage und der derzeitigen Anwendungsproblematik und sind darum mit Sicherheit in vielen Punkten sehr rasch veraltet. Die Neigung, bestimmte Ergebnisse der Wissenschaft als endgültig zu nehmen und im Verhältnis zu ihnen dann dringliche ethische Appelle zu formulieren, ist zwar verständlich. Sie rechnet aber nicht mit der Tatsache einer „Wissenschaft im Wandel“. Detaillierte Erörterungen über den Fortschritt der wissenschaftlichen Forschung und die darin liegende Zukunftsproblematik, über die Möglichkeiten und Grenzen der Vorhersehbarkeit wissenschaftlicher Entwicklungen, der unabsehbaren Entdeckungen etc. spielten, obwohl sie alle Folgeprobleme implizierten, keine nennenswerte Rolle, weil sie ein höheres Maß an Wissenschaftskundigkeit erfordert hätten, als es auf der Konferenz zum Zuge kam. Statt dessen verdichtete sich alles immer wieder in Forderungen nach einer Kontrolle von Wissenschaften. Die Kontrolle ist ja immer der naheliegendste Gedanke für diejenigen, die selbst nicht wirklich am Prozeß der Wissenschaften beteiligt sind. Daß Forderungen dieser Art bisher aber noch nie einen nennenswerten Einfluß auf den Gang der Wissenschaften ausgeübt haben und sich in der Regel auch als unsachgemäß erwiesen haben, das wurde zwar wiederholt gesagt, aber kam nur im Sinne unzeitgemäßer Randbemerkungen zum Zuge, das heißt eben nicht zum Zuge.

5. Rückfragen an die Evangelische Kirche in Deutschland

Ich tendiere so im ganzen dahin, für die Konferenz eine eher negative Bilanz zu ziehen, auf die aufmerksam zu machen mir gerade deswegen wichtig ist, weil die Thematik der Konferenz in der Tat ja „dran“ und alles andere als unzeitgemäß ist. Wie eingangs betont, könnte es ein hoffnungsvolles Zeichen gerade für die Ökumene sein, wenn sie sich ernsthaft der wirklichen „Weltthematik“ einer durch Wissenschaft bestimmten Welt öff-

nen würde und dem Provinzialismus christlich artikulierter soziopolitischer Aktualitäten zumindest ein Gegengewicht entgegensetzen würde. Insofern sollte der Ökumenische Rat der Kirchen in der Fortführung dieser Thematik alle nur erdenkliche Unterstützung erhalten. Das würde aber auch bedeuten, daß die inhaltliche (und vielleicht auch personelle?) Organisation der Ökumene oder zumindest solcher Konferenzen in ihrer Eigenart und in ihrem Eigengewicht sehr viel ernster genommen werden müßte. Und dafür bedürfte es einer langfristigen Perspektive, wo denn der Ort für derartige Fragestellungen in der Christenheit ist. Das ist nicht zuletzt, sondern in erster Linie eine Anfrage an die Kirchen in wissenschaftlich hochentwickelten Ländern. Die Bundesrepublik zählt ohne Frage dazu. Insofern hat diese Konferenz sicher auch eine tiefgreifende Aporie der EKD nicht nur in ihrem Verhältnis zur Ökumene, sondern auch im Verhältnis zu den hier aufgeworfenen Fragen offenbart. Was entspricht, so wird man fragen dürfen, dem ausgewogenen und vielfach erprobten partnerschaftlichen Verhältnis von Kirche und Staat, Kirche und gesellschaftlichen Gruppen dort, wo es um das Verhältnis der Kirche zu den Wissenschaften geht? Welche Perspektive hat die EKD hier z. B. im Blick auf die von ihr geförderten interdisziplinären Institutionen und Kammern? Welche Aufgaben lassen sich hier für die Zukunft langfristig, und nicht nur in kurzatmiger Aktualität, formulieren? Zu dem Zeitpunkt, als diese Konferenz heraufzog, war es offensichtlich zu spät, um solchen Fragen noch Raum zu geben. Nun, da sie vorbei ist, könnte es auch eine ökumenische Aufgabe sein, im eigenen Lande solche Fragen zu erörtern.